

WOLF SCHNEIDER
Deutsch für Profis



Buch

Zu wissen, wie man gut, interessant, verständlich und noch dazu korrekt schreibt, sollte eigentlich für jeden Journalisten eine Selbstverständlichkeit sein. Dass die Realität leider anders aussieht, belegt Wolf Schneider mit zahlreichen, oft unfreiwillig komischen Beispielen aus Presse und Rundfunk. Er beklagt das typische Politikerdeutsch ebenso wie den inflationären Gebrauch von Anglizismen oder falsch verwendete Satzzeichen. Zugleich gibt er allen, die mit Sprache zu tun haben, Rezepte an die Hand, wie sie solche Fehler vermeiden und es selbst besser machen können.

Autor

Wolf Schneider arbeitete mehrere Jahrzehnte lang als Journalist, Fernsehmoderator und Autor erfolgreicher Sachbücher und war zudem Leiter der Henri-Nannen-Schule. Von 1995 bis 2012 hielt er Sprachseminare für Presse und Wirtschaft und war Ausbilder an verschiedenen Journalistenschulen. 2011 erhielt er den Henri-Nannen-Preis für sein Lebenswerk. Im Jahr 2014 wurde der Publizist und Sprachkritiker mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Er verstarb im November 2022.

WOLF SCHNEIDER

Deutsch für Profis

Wege zu gutem Stil

Illustriert
von Luis Murschetz

GOLDMANN

Herausgeber der Originalausgabe: Victor Schuller

Redaktion der Originalausgabe: Hans-Joachim Maass

Dieser Band ist bereits als Goldmann-Taschenbuch
Nr. 11536 erschienen.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

35. Auflage

Überarbeitete Taschenbuchausgabe April 2001

Wilhelm Goldmann Verlag München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produksicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR)

© 1984 by STERN-BÜCHER

im Verlag Gruner + Jahr AG & Co, Hamburg

Umschlaggestaltung: Uno Werbeagentur, München

Umschlagillustration: FinePic, München

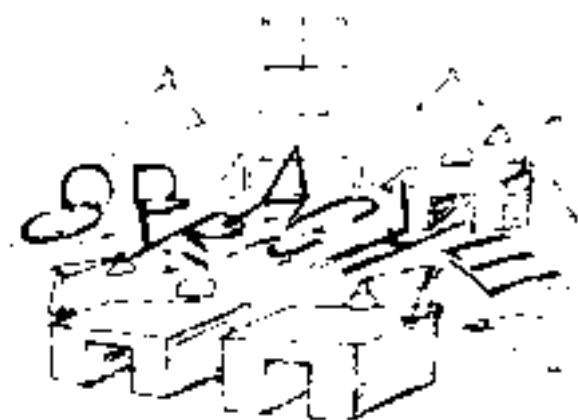
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Kö · Herstellung: Max Widmaier

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-16175-1

www.goldmann-verlag.de



Inhalt

1. Der Duden hat kapituliert	9
2. Die Sprache ist ein dubioses Handwerkszeug	14
3. Politiker hauen uns übers Ohr	17
4. Viele Journalisten hauen mit	22
5. Experten wollen uns für dumm verkaufen	27
6. Was also sollten wir tun?	33
Wie man gut, interessant und verständlich schreibt (I): Die Wörter	39
<hr/>	
7. Weg mit den Adjektiven!	41
8. Her mit den Verben!	50
9. Das treffende Wort	60
10. Das deutsche Wort	68
11. Vorsicht mit Synonymen	74
12. Weg mit den Marotten!	80
Wie man gut, interessant und verständlich schreibt (II): Die Sätze	87
<hr/>	
13. Bedingtes Lob für kurze Sätze	89
14. Hauptsachen in Hauptsätze!	97
15. Hauptfeind: Der Schachtelsatz	102
16. Gegen den Schachtelsatz: Scheinwerfer auf!	109
17. Gegen den Schachtelsatz: Nebensätze anhängen!	119
18. Soll man schreiben, wie man spricht?	124
Wie man verständlich schreibt	137
<hr/>	
19. Wo verständliches und gutes Deutsch sich trennen	139
20. Der notwendige Überfluss	143

21. Ein Vorschlag an die Nachrichtenagenturen	151
22. Einbruch mit der Verneinung	156
23. Statt des Knäuels die Tabelle	164
24. Die verschenkte Interpunktion	168
25. Die leidigen Ziffern	176
Wie man gut schreibt	181
26. Farben und Bilder	183
27. Rhythmus ohne Verse	188
Wie man interessant schreibt	195
28. Nützen und ergötzen	197
29. Einfangen und Weichen stellen	204
Wie man korrekt schreibt	213
30. Volkes Maul ist nicht genug	215
31. Schludereien und Marotten	224
Anhang	241
Glossar journalistischer Fachausdrücke	243
Literaturverzeichnis	268
Namen- und Sachregister	275

Der Duden hat kapituliert

Es genügt nicht, keine Gedanken
zu haben; man muss auch unfähig sein,
sie auszudrücken.

Karl Kraus

Wer sich aus Funk und Presse informieren will, wird großenteils mit miserablen Deutsch bedient. Das *Fernsehen* bekommt dies wenigstens dann und wann zu hören: Die Fernsehnachrichten seien für die meisten Adressaten undurchschaubar und damit unsozial (Küchenhoff 1975). Nur 20 Prozent der Zuschauer könnten die Fernsehinformationen „eingermaßen verstehen“ (Wember 1976). Das Fernsehen sei „die ärmliche Sprachschule der Nation“ (Leonhardt 1980).

Doch gegen die *Zeitungen* richtet sich kaum Kritik, obwohl ihr Deutsch nicht weniger erbärmlich ist – die renommierten überregionalen eingeschlossen, denen dieses Buch die meisten seiner abschreckenden Beispiele entnimmt.

Und merkwürdig: In allen Redaktionen von Presse und Funk gibt es selbstverständlich Redakteure, die das genauso sehen; sie wissen, dass diese Agenturmeldung hätte umgeschrieben werden müssen und dass jener Korrespondent Schachtelsätze liebt, die doppelt so kompliziert sind wie die von Kleist, doch halb so gut. Nur tun die Redakteure nichts dagegen. Keine Zeit? Das wird ständig behauptet – und durch jede erfolgreiche Boulevardzeitung widerlegt. Auf den Willen kommt es an.

So habe ich mir mit diesem Buch dreierlei vorgenommen: dem guten Willen Mut zu machen, wo er im Ansatz da ist; die

bequemsten Wege zu besserem Deutsch (oder mindestens die am wenigsten unbequemen) darzulegen; schließlich die nachwachsende Journalisten-Generation auf diese Aufgabe einzustimmen. Ein Quantum Systematik scheint mir dazu der beste Weg: Übersicht, handfeste Beispiele und, wo immer möglich, praktische Rezepte.

Systematisch bin zunächst ich selber vorgegangen: Ich habe nicht den Ehrgeiz, meine eigenen höheren Einsichten unter die Kollegen zu bringen, sondern ich habe mich vollgesogen mit allen umlaufenden Ratschlägen über gutes und verständliches Deutsch – nicht gerade bei den alten Germanen beginnend, doch bei Lessing und Jean Paul (und ohne Scheu vor Homer); endend mit dem Studium aller Sprachfibeln und Schwarzen Listen, die mir aus deutschen Redaktionen bekannt geworden sind. Dann habe ich diese Ratschläge verglichen und mir diejenigen zu eigen gemacht, bei denen völlige oder annähernde Übereinstimmung herrscht; ergänzt um ein paar Erfahrungen aus fünfunddreißig Jahren Journalismus und ebenso langem leidenschaftlichem Interesse am Thema „Sprache“.

Die Ratschläge zur Erhöhung (neudeutsch: „Optimierung“) der *Verständlichkeit* nehmen dabei den breitesten Raum ein: Sie ist ja für Zeitungsleser und Radiohörer das Kernproblem – jener Kollegen wegen, die es nicht verwirren können, dass sie die elitäre Sprache nicht verwenden sollen, die sie doch beherrschen; vor allem aber, weil in den meisten Redaktionen viel länger über den korrekten Konjunktiv gestritten wird als über die Frage, wie man Wortsümpfe trockenlegen und aus Satzgerümpel schlanke Sätze formen kann.

Nichts gegen den korrekten Konjunktiv! Auch er wird hier behandelt, mit Liebe. Nur scheinen mir die Grundregeln der Verständlichkeit fast noch wichtiger zu sein. Mindestens sind sie weniger bekannt: Unsere überbordende linguistische Literatur ist auf diesem Feld erschreckend dürftig, und auf der Schule haben wir alle das genaue Gegenteil gelernt: schwierige Texte so oft und so gründlich zu lesen, bis wir sie verstanden hatten.

Eine schöne Übung! Nur nicht für Hörer und Leser. Sie ha-

ben nämlich keine Zeit oder keine Lust zu solcher Analyse. Sie wollen *mühe*los verstehen, und sie haben Recht. Journalisten betreiben ein Service-Unternehmen; der Service, den wir zu bieten haben und von dem wir leben, heißt: Information, interessant und leicht verständlich dargeboten. Nur öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalten und saturierte Abonnementszeitungen können es sich leisten, ihren Benutzern auf weiten Strecken diesen Service zu verweigern. Sie *können* es sich leisten, doch sie sollten es nicht.

Oder wäre es unter der Würde des anspruchsvollen Journalisten, so „leserorientiert“ zu schreiben, wie dies in den großen Publikumszeitschriften und, wiewohl auf anderem Niveau, in der Boulevardpresse üblich ist? Nicht unter seiner Würde fand es Jean Paul: „In der Tat kann der Leser nicht weich genug gehalten werden, und wir müssen ihn, sobald die Sache nicht einbüßt, auf den Händen tragen mit unsern Schreibfingern.“ Nicht unter seiner Würde fand es Schiller: „Es wäre kein geringer Gewinn für die Wahrheit, wenn die besseren Schriftsteller sich herablassen würden, den schlechten die Kunstgriffe abzu- sehen, durch die sie sich eine Leserschaft erwerben, und zum Vorteil der guten Sache davon Gebrauch machten.“

Die gute Sache: für Journalisten ist dies, den Bürger zu informieren und den Mächtigen auf die Finger zu sehen. Die Mehrzahl der in Deutschland gedruckten und gesendeten Informationen erfüllt diesen Auftrag nicht. Millionen Bürger werden durch den Hochmut oder die Gleichgültigkeit einiger tausend Journalisten vom Gros jener Informationen *abgeschnitten*, die sie wahrlich brauchen könnten, um ein aufgeklärter Volkssouverän zu sein. Es besteht ein groteskes Missverhältnis zwischen der Flut der auf uns eindringenden Informationen mit ihrer Bedeutung für die Wählerschaft – und dem beschämenden handwerklichen Standard, in dem sie überwiegend dargeboten werden.

Nicht nur verständlich, sondern auch korrekt und elegant zu schreiben, besteht heute mehr Anlass als noch vor zwanzig Jahren: Das pausenlose Wortgeriesel aus immer mehr und immer aggressiveren Massenmedien stumpft uns ab; die Politiker

stopfen uns geblähte Floskeln, die Bürokraten einen Salat von Substantiven in die Ohren; der Teenager-Jargon macht sich in der Gemeinsprache mausig wie noch nie; und der Duden hat kapituliert vor der öden Mode der nur noch „deskriptiven“ Linguistik: In seinem sechsbändigen Großen Wörterbuch der deutschen Sprache (erschieden 1976 bis 1981) verzichtet er darauf, Normen zu setzen, gut und schlecht zu unterscheiden – er registriert nur noch.

Zu seinen Quellen zählt der Duden beispielsweise den *Spiegel*, der – wie viel Ehre ihm auf anderen Feldern auch gebühren mag – mit seinen Manierismen seit Jahrzehnten der oberste Verhunzer der deutschen Sprache ist. Was ein *Spiegel*-Redakteur sich aus den Fingern saugt, kann unser Sprachgefühl gar nicht so beleidigen, als dass der Duden es nicht getreulich und kommentarlos wiedergäbe. Während beim Skispringen immer noch Kampfrichter über die korrekte Haltung wachen (und durchaus nicht immer den zum Sieger erklären, der am weitesten gesprungen ist), hat die Duden-Redaktion ohne Not ihr Richteramt gegen eine Registratur vertauscht.

Nicht, dass der Duden immer Recht gehabt hätte. Jeder, der Normen setzt, unterliegt der Kritik. Nur sollte man daraus nicht folgern, dass alle Normen abzuschaffen wären. In der Tat gibt es Normen in den meisten deutschen Redaktionen, gesetzt von Sprachpäpsten und Barrikaden-Kämpfern für grammatische Finessen. Mit ihnen fühlt der Verfasser sich verbündet – was nicht heißen muss, dass wir in allen Punkten gleicher Meinung wären. Uns verbindet die Gesinnung, die dem Duden abhanden gekommen ist: Die Sprache ist ein zu kostbares Medium, als dass wir sie der Trägheit oder der Frechheit fahrlässiger oder mutwilliger Verstümmler überlassen sollten.

Aufgabe ungelöst

Die Sprache der Medien ist zugleich ungenau und schwierig. Damit wird sie ihrer Aufgabe, Wirklichkeit zu vermitteln, nicht gerecht. Die Welt wird ohnehin undurchschaubarer, zugleich wächst der Anteil

an der Bevölkerung, der diese Welt verstehen und die großen Entscheidungen mitverantworten soll. Die Aufgabe des Journalismus heißt also: eine immer kompliziertere Welt noch weit verständlicher darstellen, als das früher nötig war. Diese Aufgabe ist noch nicht gelöst.

Eike Christian Hirsch

Ausbildung unzureichend

Viele Kollegen machen sich vor, dass man zwar ein halbes Jahr lernen muss, um ein Schwein zu zerlegen, oder drei Jahre, um einen Anzug nähen zu können, dass aber jeder schreiben kann, sobald er etwas erregt ist.

E. A. Rauter, „Vom Umgang mit Wörtern“

Die Sprache ist ein dubioses Handwerkszeug

Zehntausende von Jahren sind vergangen,
seit wir keine Schwänze mehr haben,
aber wir bedienen uns immer noch eines
Kommunikationsmittels, das für die
Bedürfnisse des auf Bäumen hausenden
Menschen entwickelt wurde.

Ogden/Richards:
The Meaning of Meaning (1923)

Damit fängt das Elend an: Einem offenbar unausrottbaren Vorurteil entgegen benutzen wir die Sprache *nicht* primär zu dem Zweck, Informationen auszutauschen. Wer seinen Mitmenschen lauscht, wird kaum der Schätzung widersprechen: Zu wenigstens 90 Prozent besteht der tägliche Wortausstoß der Menschheit aus informationsfreiem Geplauder und leerem Geschwätz, aus Gebet und magischem Gemurmel.

Wenn Information unsere oberste Absicht wäre – würden wir es zulassen, dass einer, der Bücher *macht*, indem er sie schreibt, setzt, druckt oder bindet, nicht *Buchmacher* heißen darf, weil Buchmacher einer heißen soll, der Wetten auf Pferde entgegennimmt? Würden wir nicht wenigstens den Zustand ändern, dass wir mit Wörtern hantieren, die zugleich ihr eigenes Gegenteil bedeuten?

Nicht nur im Lateinischen gibt es solche Wörter: *altus* heißt hoch und tief. Nicht nur im Französischen, wo *personne* jemand und niemand bedeutet; immer mehr aber „niemand“, „personne“ heißt ja „Person“, also vor allem „keine Person“ – alles klar?

Nein, wir sind nicht besser. Mit *alle* meinen wir erstens „alle“

und zweitens „keine“: Die Äpfel sind alle da – die Äpfel sind alle. *Untiefe* ist erstens eine seichte Stelle und zweitens eine besonders tiefe: Die meisten Wörterbücher haben anerkannt, dass „Untiefe“ sich psychologisch an „Unmenge“ und „Unmasse“ anlehnt und folglich von Laien meist anders als von Seefahrern verstanden wird. *Erst* bedeutet erstens „zuerst“ und zweitens „zuletzt“: „Nein, *erst* ist Fritz dran, dann *erst* bis du an der Reihe.“

Spricht da jemand noch von Logik? Die Sprache ist nicht aus Logik geboren, sie ist nicht logisch aufgebaut, nur zäh gibt sie sich zu logischen Prozeduren her, und wer sich ihr allein mit der Logik nähert, kann sie nicht zum Blühen bringen.

Willkür und historische Zufälle spritzen uns nur so entgegen, wo immer wir die Sprache anstecken. Der Tomatensaft ist aus Tomaten, der Hustensaft ist nicht aus Husten. Im Kinderbett liegt meistens nur *ein* Kind; im Kindbett darf es nicht liegen, denn in dem liegt die Mutter; die liegt überdies im Wochenbett. Der Schoßhund sitzt auf dem Schoß, aber der Schäferhund nicht auf dem Schäfer. Die Feuerwehr bekämpft das Feuer, die Bundeswehr hoffentlich nicht den Bund.

Eine Arbeitspause ist eine Pause zum Nichtarbeiten, eine Atempause jedoch keineswegs eine Pause zum Nichtatmen, sondern zum Atmen – ist nun eine Denkpause eine Pause zum Denken oder zum Nichtdenken? Wer fragt auch nur den Minister, was von beidem er sich denkt, wenn er von einer notwendigen Denkpause spricht? Denkt er sich überhaupt etwas oder will er uns einnebeln mit berufsspezifischem Geschwätz?

Noch schlimmer: Übertreibungen stecken nicht erst in den Superlativen, mit denen so viele Journalisten Missbrauch treiben (mehr darüber in Kap. 7) – sie sind in die Sprache eingebaut. Unsere steinzeitlichen Ahnen haben, das liegt ja nahe, immer zuerst den Extremzustand und nicht den Normalzustand benannt, das Lachen und das Weinen, die Hitze und die Kälte; das Normale, das Laue, die Mittellage haben selten ein Wort auf sich gezogen. Manchmal ist die Übertreibung nachweisbar: *vorurteilslos* nennen sollte sich natürlich niemand, höchstens „vorurteilsarm“. Wären wir gewohnt, uns logisch und umsich-

tig auszudrücken, müssten wir sagen: „Versuchen wir, an dieses Problem mit weniger Vorurteilen als den branchenüblichen heranzugehen.“ Und wer wäre je „ohne Selbst“ gewesen? Wieso lassen wir dann das Wort „selbstlos“ zu?

Dies ist kein Plädoyer dafür, vor lauter Vorsicht und Umsicht ins Stammeln zu geraten oder jedem Satz eine Fußnote nachzuschicken. Es ist der Versuch, gegen das populäre Vorurteil anzugehen, dass der Sprache Logik und Klarheit innewohnen und wir nur treuherzig Nutzen daraus ziehen müssten – also ein Plädoyer für ein grundsätzliches Misstrauen. Aus ihm folgen gewiss hie und da eine Wortwahl oder eine Formulierung, mit der wir die Tücken der Sprache überlisten oder die eingebaute Übertreibung dämpfen können.

Falsch wäre die Annahme, es fände auf wundersame Weise eine Entwicklung zu mehr Logik in der Sprache statt. Das Gegenteil ist richtig: Der politische, soziologische und bürokratische Schwulst und seine millionenfache Verbreitung auf den Mattscheiben der Nation verschlimmern das Übel.

Dazu kommt, dass Wortbedeutungen sich im Zeitalter der Massenmedien schneller verschieben als früher: *Drogen*, das waren noch vor zwanzig Jahren Natron und Kamillentee, zu haben in der Drogerie. Heute ist die Droge ein Rauschgift – während die Drogerie erfreulicherweise immer noch mit Natron handelt. Viele alte Menschen indessen haben die Bedeutungsverfälschung nicht mitvollzogen. Da sie zu unseren Lesern zählen, ebenso wie die Drogisten – in welchem Sinn sollen wir „Droge“ verwenden?

So sieht es aus mit unserem Handwerkszeug. Zum Weinen wird die Ballade, wenn wir lesen müssen, welche Verzerrungen viele Zeitgenossen hinterlistig hinzufügen.

Politiker hauen uns übers Ohr

Der Begriff „Innere Führung“
ist glücklicherweise so unpräzise definiert,
dass er extensiv ausgelegt werden kann.

Bundesverteidigungsminister Apel
(laut *Frankfurter Rundschau* vom 4. 8. 1979)

Ein Glück ist es also, dass viele Wörter schwimmen. Man mag das, man hilft vielleicht ein bisschen nach. Man möchte weder festgelegt noch zu genau verstanden werden. Die Sprache, der die Information nur abgetrotzt oder abgelistet werden kann – zur Desinformation eignet sie sich ganz vorzüglich.

Desinformation findet statt: grob in der Form der Lüge, feiner gesponnen in der Form der Manipulation. Politiker lügen, Politiker und Pressechefs manipulieren.

Leider machen viele Leute es den Lügern und Manipulatoren leicht: Dass sie uns nicht oder wenigstens nicht zu genau informieren wollen, trifft sich mit dem Wunsch vieler Menschen, dass sie nicht informiert *werden* wollen – manche über vieles nicht und vermutlich alle über manches nicht. Wir gehen nicht zum Arzt, weil er uns Aufschluss über eine Krankheit geben könnte, die wir bis dahin nur befürchtet haben. Wir sperren uns gegen Informationen, die unser Weltbild, unsere Lieblingsvorurteile, unser Selbstwertgefühl, unsere Hoffnungen ankratzen oder zerstören könnten.

Dem Menschen (ist) die Stabilität eines auf welche Art immer zu Stande gekommenen Weltbildes so wichtig, dass er für sie allerlei Kräfte mobilisiert. Neue Informationen, die mit dem einmal gewonnenen Urteil oder Bild in Widerspruch stehen, stören dessen Eindeutigkeit und Sicherheit und werden darum instinktiv abgewehrt. Selbst wo solche Informationen – etwa aufgrund von Augenschein – unwiderlegbar sind, versucht man sie als Ausnahme zu werten, nur damit das ursprüngliche Vorurteil beibehalten werden kann. So ordnet ein von Rassendünkel erfüllter Weißer die seinem Negerbild widersprechende Erscheinung eines sauberen und intelligenten Negers als Ausnahme ein, nur um sein Stereotyp vom schmutzigen und dummen Neger zu retten.

Eugen Lemberg, „Ideologie und Gesellschaft“, 1971

Das ist der Boden, auf den die Lügen fallen. Fast pausenlos fallen sie bei Diktatoren: Wer den Klassenfeind abwehren wolle, schrieb Lenin 1920, müsse bereit sein „zu allen erdenklichen Listen, Kniffen, illegalen Methoden, zur Verschleierung, Verheimlichung der Wahrheit“.

Demokratische Politiker lügen vermutlich seltener, doch nicht etwa selten. Ahnten oder wussten nicht die meisten Bundesbürger, dass Konrad Adenauer mit List und Lüge operierte, und schadete das etwa seiner Popularität? Als er von einem Auslandskorrespondenten zu später Stunde um ein Interview gebeten wurde, sprach er den königlichen Satz: „Sie kriegen dat Interview, aber ich jebe et Ihnen fünnefzich Prozent jelogen, dann verdienen Sie noch wat am Dementi.“

Man nimmt es einem erfolgreichen Politiker nicht übel, wenn er sich zur Lüge bekennt. Wenn einer Außenminister ist, hat er ein höheres Ziel als die Wahrheit – das verlangen wir von ihm: Er hat die Interessen seines Landes zu wahren. Wenn einer Parteivorsitzender ist, hat er meistens ebenfalls ein höheres Ziel als die Wahrheit, nämlich die Interessen seiner Partei zu vertreten. Das ist legitim. Wenn einer nun gar beides ist – in welchem Kurs soll bei ihm die Wahrheit stehen?

Es sprach Egon Bahr vor dem Deutschen Bundestag: „Die Mehrheiten waren nicht so, dass sie es zugelassen hätten, die

Wahrheit zu sagen.“ (24. 1. 1973) Es predigte Hans Apel beim Evangelischen Kirchentag von 1975: „Ich sage nicht immer die Wahrheit.“ Es schrieb Rudolf Augstein über Herbert Wehner:

Der gute Zweck heiligte bei diesem charakterstarken Mann von Jugend an das Mittel der üblichen Täuschung – wie auch, wenn sich das machen ließ, der bohrenden Wahrheit; einen qualitativen Unterschied gibt es da nicht... Zum guten Ton kommunistischer Regime gehört es seit je, über „Provokation“ zu zetern, wo auch nur ein Zipfel Wahrheit sichtbar wird. Diese Übung hat Herbert Wehner beibehalten. (*Spiegel*, 5/1978)

Gefährlicher als die Lüge, nämlich schwerer durchschaubar, ist die *Manipulation*, das Frisieren der Wörter, die Tarn- und Verwirrsprache der Wahlreden und Kommunikués. Da wird beim Stillstand von „Null-Wachstum“ gesprochen, von „Wahrung der Preisstabilität“ bei einer Inflationsrate von sechs Prozent oder von einem „ausgeglichenen Bundeshaushalt“ bei einer Neuverschuldung von 26 Milliarden. Da macht man eine Ware teurer nur zu dem Zweck, „das Preisgefüge zu entzerren“ oder eine „Preisbereinigung auf der Verbraucherstufe“ vorzunehmen. Da schreibt man „im Prinzip ja“, wenn man nein meint, spricht von „freimütigen Diskussionen“, wenn die Fetzen fliegen, und „begrüßt“ das, was man zähneknirschend nicht verhindern kann.

Die Gewalt, die man vom Zaun bricht, wird zur *Gegengewalt* stilisiert, die Revolution gegen kommunistische Diktatur und Ausbeutung soll *Konterrevolution* heißen, und die *friedliche Koexistenz* schließt selbstverständlich das Recht der vom Imperialismus unterdrückten Völker ein, „nationale Befreiungskriege“ zu führen, außerdem jede Form der Aggression gegen den „Kapitalismus“ mit Ausnahme des Atomkriegs.

Und die Journalisten durchschauen das alles, gehen keinem auf den Leim, entlarven die Lügner im Dienst an ihren Lesern? Selten. Viel öfter tun sie das Gegenteil. Das ist ein Trauerspiel.

Tarnung durch Bombast

Kürzlich hatte ich Gelegenheit, den folgenden Dialog zwischen (dem damaligen) Regierungssprecher Grünewald und seinem Sohn zu erfinden:

„Papa, unser Lehrer hat mir heute zu verstehen gegeben, dass er nicht ausschließen will, dass ich das Klassenziel unter den derzeit gegebenen Umständen möglicherweise nicht voll erreichen könnte. Er hat dabei angedeutet, dass dieses besonders im fremdsprachlichen Bereich auch durch einen Mangel an speziellen Maßnahmen meinerseits verstärkt worden sei. Außerdem hat er durchblicken lassen, auch andere Lehrer hätten ihm signalisiert, meine verbale Beteiligung sei noch außerordentlich ausbaufähig.“

Der einigermaßen erschütterte Vater verlor schnell die sonst übliche Zurückhaltung. „Soll das heißen, dass du sitzen bleibst, weil du in Englisch und Latein nichts getan hast und dich insgesamt zu wenig am Unterricht beteiligst?“

„Diese Formulierung, Papa, ist sicher überspitzt. Ich würde meinen, dass die auf uns zukommenden Probleme auch durch eine sehr undifferenzierte Analyse meiner Zurückhaltung seitens der mich unterrichtenden Lehrer zu erklären ist. Natürlich übersehe ich dabei nicht, dass mir unreflektiertes Auswendiglernen von Wörtern einer fremden Sprache, die völlig beziehungslos nebeneinander stehen, nicht eben liegt.“

„Du hast also zu wenig Vokabeln gelernt?“

„Ich bin der Auffassung, dass man mit dieser sehr pauschalen Fragestellung dem doch sehr komplizierten Problem kaum gerecht wird. Diese Ansicht wird übrigens von allen meinen Freunden geteilt. Wir sind auch der Meinung, dass die anstehende Problematik nicht durch unglaubliches Moralisieren oder gar Drohen gelöst werden kann. Dagegen versprechen wir uns eine motivationsfördernde Wirkung von finanziellen Anreizen, die natürlich nur langsam greifen würden. Wir überschätzen die bildungspolitischen Auswirkungen solcher finanziellen Stimulanzen durchaus nicht, sehen zum gegenwärtigen Zeitpunkt aber keine praktikableren Möglichkeiten.“

„Du möchtest also nicht nur deine Ruhe, sondern auch noch eine Erhöhung des Taschengeldes?“

Günter Lietzmann, *Süddeutsche Zeitung*, 1. 10. 1977

Viele Journalisten hauen mit

Die Wortwahl
wird parteilich vorgenommen.
„Journalistisches Handbuch“ der DDR

Die Opec-Konferenz in Genf droht zu scheitern.“ So las und hörte man es dutzendorfach in den letzten Jahren. Moment: Wer oder was droht da? Droht uns das Ölkartell neue Preiserhöhungen an? Nein, das nicht. Aber das Ölkartell bringt keine Einigung darüber zustande, wie hoch es die Preise treiben, wie weit es uns das Fell diesmal über die Ohren ziehen soll. Hurra! Die Scheichs und Minister sind zerstritten. Wir können hoffen, dass ihre Konferenz scheitert. Nur lesen wir’s anders: Sie *droht* zu scheitern. Welch ein Unsinn!

Hier liegt etwas Schlimmeres vor als die verbreitete Unfähigkeit, ein Kommuniké zu demaskieren – hier werden Verwirrung und Parteilichkeit durch die Journalisten erst hineingetragen. Gedankenlos greifen sie nach der nächsten Vokabel und merken nicht, dass sie damit die Partei der Scheichs ergriffen haben. Niemand verlangt, dass sie *unsere* Partei ergreifen (obwohl ich es nicht übel fände, wenn unser aller Hoffnungen hie und da als Hoffnungen bezeichnet werden würden). Sie könnten schreiben: „... wird vermutlich scheitern“. Aber dass sie, *wenn* sie Partei ergreifen, die andere Partei ergreifen, das ist zu viel.

Parteilich ist der Satz „Die Bonner Koalition droht zu zerbrechen“ – da doch jeweils annähernd die Hälfte aller Bundesbürger eben darauf ihre Hoffnung setzt. Ebenso anfechtbar ist die Formulierung „In der Metallindustrie droht ein Streik“: Wenn

eine legitimierte Minderheit der Deutschen es auf einen Streik ankommen lässt oder ihn gar anstrebt, so kann sie zwar den Arbeitgebern mit ihm drohen – doch den Bundesbürgern droht damit noch lange nichts. Nur ein Übel kann uns drohen. Hatte es der Nachrichtenredakteur darauf angelegt, uns mitzuteilen, dass jeder Streik ein Übel sei? Schlimm, wenn er es wollte; wenn er jedoch zu wenig nachdenkt, als dass er merkte, was er sagt, so ist das auch kein Trost.

„An dem Warnstreik haben sich *knapp* 100 000 Arbeiter beteiligt.“ Soll hier eine Knappheit betont werden, ein Mangel – nicht mal 100 000? Also „*fast* 100 000 Arbeiter“. Das wiederum hat leider den Beigeschmack von „so viel“! Das Werturteil ist nicht so deutlich wie der Vorwurf, der im Wörtchen „knapp“ mitläuft, aber hörbar ist es doch. Der Gewerkschaftsfunktionär würde sich immer für „fast“ oder „beinahe“ entscheiden. Was tun? *Annähernd* heißt der Ausweg (falls *rund* 100 000 schon zu viel wäre). Das ist umständlicher als „fast“ oder „knapp“, Gott sei's geklagt – doch sauber ist es, und das hat den höheren Rang.

Gesündigt wird auch mit dem Wörtchen *nur*. „Für die Neutronenbombe sprachen sich nur 30 Prozent der Befragten aus.“ Ich soll das also wenig finden. Aber vielleicht finde ich es viel?

Drohen, knapp und nur – drei Beispiele, wie Journalisten durch fahrlässige Wortwahl manipulieren, statt das äußerste Gegenteil zu tun, nämlich die Manipulation anderer zu Gunsten der Leser aufzudecken. Ebenso bei den Waschzetteln der Wirtschaft, die oft mit erschreckender Kritiklosigkeit übernommen werden:

Seit 1978 propagiert die Krawattenindustrie den schmalen Schlips, wie er bis Mitte der sechziger Jahre üblich war. Das *Hamburger Abendblatt* (3. 7. 1978) stellte dies so dar, als seien die Hersteller seufzend auf „die Mode“ eingeschwenkt; und nicht genug damit: Würden die Herren ihre fünfzehn Jahre alten Krawatten vorkramen, weil sie nun wieder modisch sind, so wäre das Geschäft verdorben; also *warn*t das Abendblatt vor solcher Selbstbedienung: Sie würde sich entlarven, „denn die Krawatte 79 glänzt durch exquisite Materialien“.

Den Tiefpunkt der Gedankenlosigkeit, wenn nicht der Willfähigkeit, erreichen Journalisten dort – und leider mehrmals täglich dort –, wo Nachrichtenschreiber die typischen Lügen der Politiker ohne Not in den Stand der Wahrheit erheben.

Der Politiker, dessen Partei zerstritten ist, sagt: „Noch nie war meine Partei so geschlossen.“ Eine Notlüge. Man kann daraus nur die Meldung machen: Der Politiker X sagte, seine Partei sei noch nie so geschlossen gewesen. Was aber schreibt die Agentur ins lead? „*Nach Ansicht* des Politikers X war seine Partei noch nie so geschlossen“ oder „*X ist überzeugt...*“ Man glaubt, seine *Ansichten* zu kennen! Man kauft ihm sein Wahlreden-Geflunker als „Überzeugung“ ab! Man führt sich so auf, als kenne man die geheimen Wünsche, Ansichten, Überzeugungen eines Politikers, eines Menschen also, der einen professionellen Umgang mit der frisierten Wahrheit oder der vollen Lüge hat.

Noch tückischer ist die Formulierung: „Reagan bekräftigte seine Entschlossenheit, möglichst bald Abrüstungsgespräche aufzunehmen.“ Hier wird unterstellt, dass eine Entschlossenheit vorliege, die der Präsident nur zu bekräftigen brauche. Darüber aber lässt sich streiten. Reagan sagte (wir dürfen nicht sagen: er *behauptete*, das enthielte den Argwohn, dass er lügt), Reagan *sagte*, er sei entschlossen. Da wir absolut nicht wissen, was die wahren Entschlossenheiten des Mr. Reagan sind, dürfen wir nicht behaupten, sie zu kennen, indem wir formulieren, dass er eine durch nichts bewiesene Entschlossenheit „bekräftigte“. Hier machen Journalisten sich fahrlässig zu Komplizen lügender Politiker.

Man kann natürlich einwenden, das sei zu fein gehäkelt; es bringe erstens sehr umständliche Formulierungen mit sich, und zweitens komme es doch beim Leser oder Hörer gar nicht so fein an, wie es hier gesponnen wird. Da ist was dran. Aber es bleibt die Gegenfrage: Sollen Journalisten der Gewöhnung Vorschub leisten, dass Leser und Hörer meinen, die Politiker sprächen die Wahrheit? Das könnte den Politikern so passen! Wir kennen ihre wahren Ansichten und Überzeugungen nicht. Was sie darüber *sagen*, ist ein überaus schlappes Indiz. Also na-

geln wir sie fest auf dem, was sie sagen, und versündigen wir uns nicht durch fahrlässige Formulierungen an dem journalistischen Auftrag, den Mächtigen auf die Finger zu sehen.

Manchmal sind es die Journalisten selbst, die einen Politiker in die Lüge treiben. Am 5. April 1974 wurde der damalige Bundesfinanzminister Helmut Schmidt von einem Hörfunkreporter gefragt: ob er Bundeskanzler werden wolle? Willy Brandt war noch im Amt, doch es häuften sich die Gerüchte, dass er zurücktreten werde, was 32 Tage später auch geschah. Was soll nun Willy Brandts Finanzminister auf diese Frage antworten? Dass er selbstverständlich seit Jahren auf den Tag lauere, an dem er endlich den Amtseid als Bundeskanzler ablegen kann?

Vermutlich wäre dies die Wahrheit gewesen. Nur hätte es der Parteiräson und allem bürgerlichen Anstand widersprochen, dies öffentlich zu äußern. Schmidt *musste* lügen. Und so versicherte er, weder jetzt noch in ferner Zukunft wolle er Bundeskanzler werden.

Wie aber lautete der erste Satz im Vorspann des *Hamburger Abendblatts* vom 6. April 1974? „Bundesfinanzminister Helmut Schmidt will weder jetzt noch in ferner Zukunft Bundeskanzler werden.“ Und dazu die Überschrift: „Schmidt will nicht Kanzler werden“. Das war gelogen, Kollegen! Selbstverständlich wollte er, und fünf Wochen später war er's auch.

Was macht man mit einer solchen Nachricht? Man bringt sie ziemlich klein, da sie ja als Notlüge durchschaubar ist. Und dann zitiert man korrekt: „Er sagte, er wolle...“ Journalisten sind nicht dazu da, die mutmaßlichen Lügen von Politikern durch fahrlässige Wortwahl zu Wahrheiten aufzuputzen. Der Kurzschluss von den Worten des Politikers auf seine Überzeugungen ist skandalös. Wir haben den Auftrag, dem Ansturm der professionellen Lügen mit Argwohn, Scharfblick und Stehvermögen entgegenzutreten.

Wie es anders geht

Bewusst verklausuliert, um einen offenbar erschreckenden Tatbestand für die Öffentlichkeit weitgehend im Nebel zu lassen, wurde am Mittwochnachmittag die Presse durch Regierungssprecher Bölling über Lebers Rücktrittsargument unterrichtet. Der „lange Satz“, von Bölling mehrfach apostrophiert, liest sich so:

„Bundesminister Leber hat heute dem Kabinett vorgetragen, dass er die von ihm im Verlauf der Debatte über den Verteidigungshaushalt am 26. Januar 1978 vor dem Deutschen Bundestag abgegebene Erklärung, der Lauschmitteleinsatz des Militärischen Abschirmdienstes (MAD) in der Privatwohnung einer Mitarbeiterin sei der einzige dieser Art gewesen, nach seinem nunmehrigen tatsächlichen Kenntnisstand und aufgrund einer erneuten rechtlichen Beurteilung der Frage, ob unter bestimmten Umständen auch nicht zu Wohnzwecken dienende Räume im rechtlichen Sinne als Wohnung anzusehen seien, nicht aufrechterhalte.“

Dieses Satz-Ungetüm hatte man im Kabinett zusammengebastelt, um den wahren Sachverhalt möglichst verdeckt zu halten und sich selbst nicht alle Rückzugsmöglichkeiten zu vermauern.

Frankfurter Rundschau, 3. 2. 1978

Experten wollen uns für dumm verkaufen

Man hat den Deutschen vorgeworfen,
dass sie bloß für die Gelehrten schrieben;
ob nun dieses gleich ein höchst
gesuchter Vorwurf ist, so habe ich mich
doch danach gerichtet und überall
für den geringen Mann mitgesorgt.

Georg Christoph Lichtenberg

Neben der Desinformation mit klarem Vorsatz, von der das 3. Kapitel gehandelt hat, macht die Desinformation mit bedingtem Vorsatz uns zu schaffen: der Zunftjargon, das Behörden-Chinesisch, das griechisch-lateinisch-englische Kauderwelsch. Die Experten schwelgen in elitärer Unverständlichkeit – und die Journalisten? Allzu viele schwelgen mit.

Natürlich muss man den Fachsprachen zugute halten, dass es häufig schwierig ist, Fachthemen ohne Fachwörter darzubieten; oft noch mehr: Das Fachwort bringt dem, der es beherrscht, Erleichterung.

Im Idealfall, der in Berufssprachen – der Seeleute, Bergleute, Handwerker – durchaus erreicht werden kann, erfüllt die Fachsprache das, was der Ehrgeiz aller Sprachkünstler anstrebt: das Wesentliche mit dem richtigen Ausdruck zu erfassen. Das *Großgaffeltoppsegel* ist in der Tat schwerlich populär zu benennen, und die *Ausbeute*, die *Fundgrube*, der *Raubbau* aus der Sprache der Bergleute, das *Hetzen* aus der Jägersprache haben sogar die Gemeinsprache um schöne Metaphern bereichert.

Doch es ist nicht wahr, dass alle Fachwörter heilig und unübersetzbar wären. Der sachliche Vorzug, den sie häufig haben, verbindet sich allzu oft mit der Gedankenlosigkeit oder dem

Hochmut derer, die sie benutzen. Es lässt sich einfach nicht behaupten, dass alle die Seeleute und Ärzte, Soziologen und Physiker ein bisschen Respekt für die Sprache des Normalbürgers besäßen oder gar freudig entschlossen wären, sich erst an den Grenzen unerlässlichen Fachwissens auf das Fachwort zurückzuziehen.

Haben also die Jäger für den Schwanz des Hasen die niedliche Metapher „Blume“ ersonnen. Solange sie sich unter ihresgleichen daran freuen, hat niemand was dagegen. Unsereinem aber sollten sie die „Blume“ *übersetzen*. Und eben dies tun sie nicht. Mehr noch: Sie runzeln die Stirn und korrigieren uns, wenn wir mit ihnen normales Deutsch zu reden wagen. So wird die Expertensprache zum Zunftjargon – immer dann, wenn an der Wahl des abseitigen Wortes andere Gründe als die lauterste Zweckmäßigkeit beteiligt waren.

Wenn einer uns einen schlichten Kalender als „Datenortungsanlage mit Osterterminfrüherkennungsautomatik“ verkaufen wollte, würden wir ihn durchschauen. Aber die Experten treiben es kaum weniger krass, und schon durchschauen wir sie nicht. Wenn ein Arzt auf die Frage, warum das Neugeborene zunächst nicht geatmet habe, antwortet: „Es war asphyktisch“, so will er den Eindruck erwecken, er habe eine Erklärung gegeben; in Wahrheit hat er nur „atemlos“ gesagt, was alle vorher wussten – jedoch auf Griechisch, mit dem Erfolg, dass er die bloße Benennung des Übels als diagnostische Weisheit verkaufen kann.

Die Nichtübersetzung aus einer Fremdsprache, obwohl es eine geringe Mühe wäre, das *deutsche* Wort zu wählen: das ist die häufigste Sünde der Experten. Der Soziolinguist Basil Bernstein warf 1964 die Unterscheidung zwischen dem *elaborated code* der Mittelklasse und dem *restricted code* der Unterschicht in die Debatte, womit er zumal in Deutschland Furore machte; was aber machten seine deutschen Kollegen aus dem *elaborated code*? „Elaborierter Kode“! Sie meinten „ausgeformter Sprachbesitz“, aber sie sagten es nicht. (Aus *restricted code* wurde dementsprechend „restringierter Kode“ – beschränkter Sprachbesitz.) Der amerikanische Präsident hält seine Rede zum

Amtsantritt, *his inaugural address*, und findet prompt deutsche Korrespondenten, die seine „Inauguraladresse“ würdigen und sich offenbar dem Wahn hingeben, sie hätten „übersetzt“.

Dass es anders geht, zeigt der Weg der *nonproliferation*. Washington und Moskau begannen 1965 über einen Vertrag zur Nichtweitergabe von Atomwaffen zu verhandeln. Dies war eine korrekte, aber für Zeitung und Fernsehen umständliche Beschreibung; ein Benennungsbedürfnis tauchte auf. *Proliferation* bedeutet Wucherung, hier war das Gegenteil einer wuchernden Ausbreitung, also die *nonproliferation* von Atomwaffen gemeint – ein schönes Bild, leider mit zwei Nachteilen: Der Mehrheit der Amerikaner konnte sich die Kraft der Metapher nicht erschließen, da sie das medizinische Fachwort nie zuvor vernommen hatten; und dass es sich um Atomwaffen handelte, kam in der Formel *nonproliferation treaty* gar nicht vor. Während die deutschen Korrespondenten sich anschickten, ihren Zeitungen und deren armen Lesern „die Nonproliferation“ zuzumuten, obwohl sie für deutsche Ohren noch um einiges schlimmer klingt, hatte ein Journalist in Deutschland den Einfall, der vorbildlich war und sich sogar durchsetzte: *Atomsperrvertrag*.

Es stimmt eben nicht, dass der Fortschritt der Wissenschaften oder neue Entwicklungen in anderen Bereichen das antike Wort auf den Plan rufen müssten; es liegt nicht im Wesen griechischer oder neuerdings englischer Silben, dehnbarer zu sein als deutsche Silben. Auch auf deutsch lässt sich freilich mit Zunftvokabeln trefflich protzen: Man stößt ja auf Leute, die eigens Jura studiert zu haben scheinen, damit sie das schöne deutsche Wort „Vernehmung“ zur *Einvernahme* entstellen können.

Die Experten und ihre Nachbeter grenzen sich auf diese Weise hochmütig von den Laien ab, sie erkennen einander am Zunftjargon und steigern ihr Lebensgefühl durch die berechtigte Hoffnung, die Mehrheit ihrer Mitbürger vom Verständnis auszuschließen. Falls sie eine Professur anstreben, *müssen* sie sich des Jargons bedienen, damit sie von den anderen Experten ernst genommen werden; zumal in Disziplinen wie der Linguistik oder der Soziologie, von denen ja wenig übrig bliebe,